

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 119.

Montag, den 24. Mai 1909.

24. Jahrgang.

Käthe.

Roman von H. Courths-Mahler.

(10. Fortsetzung.)

Als sie Onkel Karl seinen Kaffee einschenkte, den er gleich nach Tisch zu trinken pflegte, sagte sie scheinbar ruhig: „Ich habe mir vorhin ein Theaterabonnement gekauft.“

Die beiden alten Leute sahen sie fassungslos an.

„Ein Abonnement? Ein Theaterabonnement?“

„Ja.“

„Für dich — ein ganzes Abonnement?“

„Ja, Tante.“

„Das ist unerhört.“

„Daß ich mir ein Abonnement gekauft?“

„Daß Du es ohne unsre Erlaubnis getan. Woher hast du das Geld dazu?“

„Von Onkel Karl.“

Frau Amalie sah ihren Mann konsterniert an.

„Von dir?“

„Ja natürlich. Da Käthe vom Tage ihrer Mündigkeit an ihre Ausgaben selbst bestreiten soll, mußte ich ihr wohl Geld geben.“

„Und da gibst Du mir nichts, dir nichts eine Unmenge Geld für ein so nichtsahnendes Vergnügen aus?“

„Ich hoffe, sehr viel Nutzen davon zu haben Tante.“

Die lachte höhnisch auf.

„Ja, noch unsinniger und überspannter wirst Du werden als bisher, vollends überschnappen wirst Du noch. Theater ist geradezu Gift für Dich. Ich hätte nie erlaubt, daß Du so eine Unmenge Geld dafür ausgibst.“

„Nun es aber geschehen ist, erlaubst Du doch, daß ich die Vorstellungen besuche?“

„Nein, ich erlaube es nicht — es ist unerhört von Dir, so hinter unserm Rücken —“

Hier fiel ihr Karl Rodeck gemessen ins Wort.

„Ereizere Dich nicht, Amalie. Käthe ist alt genug, um sich selbst Rechenschaft über ihre Handlungsweise zu geben. Gewiß ist es unverzeihlich, daß sie uns überging. Das mag sie mit sich selbst abmachen. Wir haben unsere Pflicht an ihr reichlich erfüllt, und mit gutem Gewissen können wir nun die Verantwortung für ihr ferneres Tun ablehnen. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Sie mag von nun an selbst über sich bestimmen.“

„Aber es ist undankbar von ihr, uns nun plötzlich zu ignorieren.“

„Undank ist der Welt Lohn, Amalie. Ich habe nicht mehr darauf gerechnet, seit unser eigen Fleisch und Blut im großen Undank uns vertief.“

Das Gesicht der alten Frau überzog sich bei diesen Worten mit fliegender Asche. Die Stricknadeln klirren verdächtig. — Käthe sah, daß die Hände zitterten. Es war das erste Mal, daß man Helmut's Erwähnung tat, seit er sich von den Eltern getrennt. Und in Käthes warmem-weichem Herzen wurde plötzlich das Mitleid lebendig. Liebt hinter dem kalten, starren Heuheren der Tante doch vielleicht ein lieber, heimlicher Schmerz um den verlorenen Sohn? Hatte sie ihr in jugendlichem Unverstand Unrecht getan?

(Nachdruck verboten.)

Sie trat rasch neben die alte Frau und sagte nach ihrer Hand.

„Liebe Tante, ich wollte euch nicht wehe tun, vergeiht mir.“

Ihre warme junge Stimme bettete um Einlaß in diese verknöcherten Herzen. Aber Frau Amalie war schon wieder sie selbst.

„Du wirst mir die Maschen herunterwerfen“, sagte sie ärgerlich.

„Ich hebe sie wieder auf.“

„Damit unnötig Zeit vertrödelst wird. Laß gut sein. Undank bleib! Undank!“

Käthes Lippen zuckten. Immer wieder derselbe Vorwurf, dieselbe Herzenskälte und Engherzigkeit. Das warm aufquellende Gefühl war erstickt. Sie hatte sich wohl getäuscht, wenn sie annahm, daß Tante Amalie stillverschwiegen ein Leid trug. Still sehte sie sich auf ihren Platz. Aber die Erinnerung an Helmut war wieder in ihr geweckt worden.

Was mochte aus dem gutberzigen lebensfrohen Jüngling geworden sein? War er überhaupt noch am Leben? Ging es ihm gut, oder darblet er? Ob es bereute, daß er sich vom Vaterhaus gelöst hatte? Sie hätte Brennon gern etwas von ihm gehört. Sie konnte ja so gut verstehen, was ihn hinausgetrieben! —

Onkel und Tante sahen sich gegenüber und wagten nicht sich anzusehen. Zwischen ihnen stand, durch Karl Rodecks Worte herausbeschworen, ein Schatten aus der Vergangenheit. So verknöchert waren die beiden Herzen doch noch nicht, daß sie ganz gleichmütig über diese Erinnerung zur Tagesordnung übergingen. Und sie fürchteten, einer in des anderen Auge eine heimliche Sehnsucht zu lesen. Besser, man rührte nicht daran.

Die Schauspieler waren angekommen zur nicht geringen Aufregung der Bürger. Es war immerhin ein Ereignis für das Städtchen, daß man dieselben Künstler auf der Bühne sehen sollte wie die Bewohner der Provinzialhauptstadt C. Es war weniger Kunstenthusiasmus als Neugier, was die Leute antrieb, sich Einlaßkarten zu lösen. Das schläfrige Städtchen wurde geweckt und rief sich verwundert die Augen. — Im großen Saal des Bürgergartens, der eine ganz hübsche Bühne besaß, waren dicht neben einander die Stühle in geraden Reihen aufgestellt und mit Nummern versehen. Sogar eine Galerie war vorhanden, freilich nur für Stehplätze. Aber der weite Saal faßte doch eine Menge Menschen.

Die Einrichtung der Bühne war primitiv genug, aber die Schauspieler hatten genügend Dekorationen mitgebracht, so daß immerhin ein Wald, eine Straße, ein Garten, ein Salon und ein ärmliches Städtchen inszeniert werden konnten. Der Wirt vom Bürgergarten hatte seine Salonmöbel und einfache Zimmereinrichtung zur Verfügung gestellt. Für erfinderische Köpfe ließ sich daraus alles machen. Die Schauspieler waren durchweg sehr gute Kräfte, einige davon wirkliche Künstler.

(Fortsetzung folgt.)

Der Weltkrieg in den Lüften.

Original Roman von Rudolf Marlu.

(51. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Kapitän Miller rief seinen Leutnant in den Kommandoturm, und beide beobachteten durch das Fernglas die vom Kontinent ankommenden Schwärme.

„Es sind Tausende von Drachensfliegern“, meinte der Leutnant. „Ich glaube, es sind mehr als zehntausend,“ erwiderte der Kapitän. „Es ist nicht leicht zu bestimmen, was wir am besten tun.“

Folkestone und Dover waren augenscheinlich von deutschen Luftschiffen bewacht. Kapitän Miller zog es daher vor, mit seinem Unterseeboot zwanzig Kilometer östlich von Folkestone an der Küste ans Land zu gehen. Hier übergab er noch in der Nacht die deutschen Offiziere dem Gewahrsam der englischen lokalen Polizei- und Küstenbehörde, die übrigens den Deutschen gestattete, sich in dem kleinen Hotel des Ortes einzulogieren. Die telephonischen Nachrichten, welche hier während der Nacht aus allen Landesteilen eingetroffen waren, bestätigten die schlimmsten Befürchtungen Kapitän Millers. Zehntausende deutscher Soldaten sollten durch die Luftflotten bereits in London und bei London gelandet sein. Unter diesen trüben Nachrichten war nur eine einzige, welche einige Hoffnung einflößte, daß das Ende des Krieges und auch der britischen Weltmacht da sei, nämlich die Nachricht von einer riesenhaften, siegreichen Landschlacht der französischen Armeen im südlichen Elsaß.

Die große Landschlacht.

Mit einem ungeheuren Aufwand von Kräften hatte die deutsche Heeresleitung seit Beginn des Krieges den Norden Frankreichs erobert. Nachdem neuerdings die Oesterreicher im Kampf mit den Italienern erfolgreich gewesen waren, war eine österreichische Armee von Genua und Turin aus bis Marseille vorgeedrungen. Die verbündeten deutsch-österreichischen Armeen standen also auch im Süden von Frankreich. Im Zentrum von Frankreich behaupteten sich aber mit großer Sicherheit die französischen Streitkräfte.

Um die Landung in England mit mindestens einer halben Million Mann und, wenn notwendig, mit noch weit größeren Massen bewirken zu können, hatte die deutsche Heeresleitung nahezu vier Millionen Mann deutscher und österreichischer Truppen in dem Norden Frankreichs aufgestellt. Am wenigsten war der Elsaß gegenwärtig geschützt. Diese Tatsache war nicht angenehm, aber der Große Generalstab meinte, daß wenige Tage nach der Landung in England und dem zu erhoffenden Siege über die Engländer Millionen von Truppen zum Schutze der deutschen Grenzen wieder frei werden würden.

Seit Monaten hatten die Franzosen die gewaltigen Vorbereitungen zu der deutschen Landung in England beobachtet. Seit Monaten war die französische Heeresleitung entschlossen, diesen Zeitpunkt zu einem gewaltigen Vorstoß nach Deutschland zu benutzen. Wenn eine große französische Armee in Deutschland eindrang, so konnte der ganze Erfolg einer Landung in England für die deutsche Heeresleitung wieder in Frage gestellt werden.

Beide Parteien hatten bis jetzt die Neutralität der Schweiz respektiert. Längs der schweizerischen Grenze, von Genf bis zum Elsaß sammelte Frankreich die besten Teile seiner Infanterie, Artillerie und Kavallerie. Da die Deutschen seit Ende Mai auch die letzten größeren Abteilungen ihrer Luftflotten bei Calais zusammengezogen hatten, verloren sie die Möglichkeit, diese Gegenden Frankreichs längs der schweizerischen Grenze sorgfältig zu beobachten. Man wußte wohl, daß die Franzosen etwa hunderttausend Mann in der Gegend von Dijon und Besançon stehen hatten, man rechnete sogar mit der Möglichkeit, daß diese Zahl sich vermehrt habe, aber die bei Belfort zur Deckung des Elsaß stehende deutsche Armee von 400 000 Mann wurde zum Schutze gegen jede Eventualität für ausreichend gehalten.

In den letzten Stunden vor dem Ausbruch der deutschen Luftflotten am Nachmittag des 5. Juni zur Landung in England waren in Calais bereits Nachrichten eingetroffen, daß die deutschen Truppen bei Belfort und Epinal durch vordringende französische Truppen in ein Gefecht verwickelt seien. Es war auffallend, daß ziemlich gleichzeitig am Vormittag des 5. Juni 1918 gegen 10 Uhr sich Gefechte auf der ganzen langen Linie von Epinal bis nach Belfort und darüber hinaus entsponnen hatten. Zu jeder anderen Zeit würde die deutsche Heeresleitung zum mindesten durch starke Entsendungen von Luftschiffen und Disponierung aller verfügbaren Streitkräfte einer solchen Bewegung des Feindes entgegengetreten sein. Aber heute hatte man wichtigeres zu tun. Der Versuch einer Landung in England durfte unter keinen Umständen verschoben werden. Der Höchstkommandierende der deutschen Südararmee, Generaloberst Freiherr von Lyncker, glaubte bis gegen drei Uhr am Nachmittag des 5. Juni selbst, daß er mit seinen 400 000 Mann die vordringenden französischen Truppen zurückwerfen könne. Er war der Ansicht, daß die Franzosen durch ihren Vorstoß die Landung in England verhindern wollten und daß sie nach Empfang der Nachrichten von dem Aufstieg der deutschen Luftflotten bei Calais von selbst ihre Aggressive einstellen würden. Erst um drei Uhr nachmittags kam der Generaloberst Freiherr von Lyncker zu der Erkenntnis, daß der französische Vorstoß von elementarer Gewalt sei und die deutsche Südararmee in eine kritische Lage bringe. Freiherr von Lyncker hatte sich auf das Energiischste dagegen verwahrt, daß man ihm sämtliche Motorluftfahrzeuge für die Landung in England entziehen wollte. Schließlich hatte man ihm zwei halbtarare, ältere, kaum mehr kriegsbrauchbare Motorballons zur Aufklärung gelassen.

Schon um 3 Uhr nachmittags, im Laufe der Kämpfe, erkannte Freiherr von Lyncker, daß der überraschende und gelungene Angriff der Franzosen nur durch das Fehlen genügender Motorluftfahrzeuge auf deutscher Seite möglich gewesen sei. Die Franzosen hatten nicht weniger als 12 Motorballons und tausend Drachensflieger zu ihrer Verfügung. Dank ihrer ausgezeichneten Aufklärung durch diese Motorluftfahrzeuge hatten sie sich mit ganzen Armeekorps in unbewachten Gebirgstälern, fast unbemerkt, vorwärtschieben können.

Am Nachmittag des 5. Juni stützte sich der rechte Flügel der deutschen Verteidigungsstellung auf die Festung Epinal, und der linke Flügel auf die Festung Belfort. Der Höchstkommandierende, Freiherr von Lyncker, war in Belfort geblieben und hatte in Ermangelung von Motorluftfahrzeugen keine Gelegenheit mehr gehabt, sich in die Mitte der Verteidigungsstellung zu begeben. Die Telegraphie und Telephonie mit und ohne Draht hatte bis dahin gut funktioniert. In dem Gebäude der Kommandantur zu Belfort waren große Tische aufgeschlagen, von denen aus Freiherr von Lyncker die Schlacht leitete.

Zwischen Epinal und Belfort hatten die Deutschen in Ermangelung von Motorluftfahrzeugen an verschiedenen Stellen Fesselballons in die Höhe gelassen. Aber diese Fesselballons wurden fortgesetzt von den französischen Motorballons und Drachensfliegern bedroht. Die aus den Fesselballons herabgesandten Beobachtungen und Telegramme waren so gut als sie sein konnten. Aber dieses rückständige Beobachtungsmittel konnte nicht entfernt das leisten, was die französischen Drachensflieger und Motorballons zu Wege brachten.

In der Kommandantur zu Belfort ließen die Drähte aller Beobachtungsstationen und aller Stäbe zusammen. Unablässig knatterte in der Kommandantur der Telegraphenapparat, eine Meldung nach der anderen empfangend und sendend. Fortgesetzt wurden weiße Zettel mit den Meldungen in den großen Saal der Kommandantur gebracht und Telegramme geholt. In der Mitte des großen Saales waren auf einer großen Tafel sämtliche Generalstabskarten des östlichen mittleren Frankreichs zu einer großen Karte verbunden. Auf ihr waren die französischen und deutschen Stellungen durch rote und weiße Klöße und Fädchen dargestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Warte, mein Kind!

Du fragst mich, mein Kind, was flüsternd der West
Vertraue den Blütengloden,
Warum von Zweig zu Zweig im Geäst
Die zwitschernden Vögel sich loden?

Warum an Knospe die Knospe sich schmiegt,
Und Wellen mit Wellen zerfließen,
Und den Mondstrahl, der auf den Nischen sich wiegt,
Die Viole der Nacht sich erschließen?

O törichtes Fragen! Wem Wissen kommt,
Nicht kann ihm die Antwort fehlen;
Denn warte, mein Kind, bis die Liebe kommt,
Sie wird dir alles erzählen.

Arthur Schönstadt.

Walli und ihre Liebe.

Skizze von Hans Ostwald.

„Nein, Mutter, ich kann es ihm nicht sagen!“ antwortete das junge Mädchen. Sie stand vor dem Spiegel, der über der Kommode zwischen den beiden Fenstern hing, und steckte sich den Hut fest.

„Du mußt es ihm sagen!“ beharrte die Mutter. Sie räumte den Tisch ab, auf dessen heller Wachstuchdecke noch die Teller von der Mittagsmahlzeit standen. „Es ist ja geradezu ein Verbrechen, das er an dir begeht!“

Ihre Lippen zuckten und ihre Augen sahen starr die Tochter an. Wie sie so frisch und lieb aussah in dem leichten Sommerkleid und dem Hut mit dem schwarzen Band. Wie das blonde Haar leuchtete in dem Sonnenstreifen, der von den hohen Dächern herab kam. . . . Wie die rosigen Ohren glühten — und wie weiß der Hals aus dem vieredigen Ausschnitt herauschaute. . . .

Und das sollte nun warten und warten, bis der junge Mensch einmal eine hohe Stelle erhalten würde! Das — wer weiß ob das je geschah. . . . Und schließlich wurde Walli inzwischen weiß und grau. Ihr Haar leuchtete nicht mehr so; die Ohren waren blaß und der weiße Hals faltig, und aus dem schlanken Mädchen von heute war eine alte, hagere Person geworden.

„Ja, ja — es ist geradezu ein Verbrechen von ihm!“ wiederholte die Mutter, eindringlicher und schärfer als vorher.

Walli bastelte immer noch an ihrem Hut. Sie wehrte ihrer Mutter ab:

„Aber red' doch nicht so was!“

„Na, wenn Du ein bißchen vernünftig wärst, würdest Du auf mich hören. Ich mache keinen Spaß. Ich habe doch Erfahrung. Ich weiß doch, wie's zugeht. . . . Wenn's soweit ist, nimmt er schließlich doch eine mit Geld. Und er hat ja Recht. . . .“

„Mutter — ich will das nicht immer alles hören!“ rief Walli laut, drehte sich um und sah ihrer Mutter ernst in die Augen.

„Brauchst mich nicht so anzusehen“, sagte die Mutter. „Ja, wenn sich weiter kein Mensch um Dich kümmern würde!“ . . . Aber Du weißt doch, daß vorgestern Herr Solmer hier war. Das ist doch gewiß ein ehrlicher Mensch. . . .“

„Dagegen will ich ja gar nichts sagen. Gewiß, das ist er“, meinte Walli, den Kopf senkend und die Handschuhe betrachtend, die sie mit den Fingern lang zog.

„Aber, Mädchen, dann sei doch vernünftig und zieh Dich nicht so lange und so unnütz mit dem Sekretär herum! . . . Ich verstehe Dich nicht! . . . Warst doch sonst immer so verständig!“

„Ja, ja — gewiß. . . . du magst ja auch in allem recht haben.“ murmelte Walli, immer noch an ihren Handschuhen ziehend.

„Ja, ich habe auch recht!“ sagte die Mutter nachdrücklich.

„Und trotzdem. . . .“ wendete Walli ein.

„Was denn — trotzdem?“ Die Mutter stellte die Teller wieder auf den Tisch. Sie ging hin zu ihrer Tochter und legte ihre Hand auf den Arm des Mädchens. „Ich werde Dir was sagen: Du tust mir einfach leid. Ich kann das nicht mit ansehen, wie Du Deine Jugend so unnütz verbringst — hier im Hinterhaus — und im Geschäft. Wo Du doch als Frau Solmer gewiß ein anderes Leben hättest.“

Walli stand still und nachdenklich. Sie hatte ja im Geschäft gut und gründlich das Rechnen gelernt. Und sie war gar nicht darauf aus, romantisch ihr Leben und ihre besten Jahre zu verschwenden. Wenn auch die Bekanntschaft mit dem Sekretär die eigentliche Romantik ihres Lebens bedeutete, und ihr soviel

Schwärmerei entlockt hatte, wie nur eben möglich war. Ja, sie hatte sich weit mehr gehoben gefühlt, weit über die andern alle.

Aber sie hatte doch auch ganz gut Rechnen gelernt. Und — mehrere Jahre ihres Lebens, ihrer Jugend galten ihr schon was.

„Er läßt mich ja nicht so leicht!“ Er hängt ja viel zu sehr an mir!“ Mit diesen Worten wollte sie ihre Zweifel und ihren Gang zum kühlen Ueberlegen betäuben. Und das gelang ihr auch beinahe. Doch ein Rest von Gefühl blieb, den sie nicht abschütteln konnte. . . . Wie hätte sie dem Sekretär wohl den Lauspaß geben sollen? Schreiben konnte sie sowas nicht. Und ihm ins Gesicht sagen er solle sie nicht mehr abholen und es sei aus — das schien ihr nicht möglich. Sie wußte nicht, was sie tun sollte.

Da sagte die Mutter: „Versuchs doch einmal. Sag ihm doch mal, daß ein anderer um Dich angehalten habe.“

Walli schüttelte die Hand der Mutter von sich ab:

„Ach, laß mich, ich muß jetzt ins Geschäft!“

Sie ging hinaus. Nicht mit so heiterem Gesicht wie sonst. Weich und nachdenklich blickten ihre großen grauen Augen. Es ging doch über ihre Kraft, sich so rasch in eine ganz andere Empfindung hinein zu leben, sich so rasch in eine andere Zukunft hinein zu denken. . . . Es fehlte nicht viel, so kamen ihr Tränen in die Augen. Sie bemitleidete sich fast, daß sie vor solch einer schweren Aufgabe gestellt wurde.

Zugleich aber kam ein leichter Bohn in ihr hoch. War es nicht wirklich ein Verbrechen, daß er sie so herumziehen wollte? . . . Sie freute sich gar nicht auf die halbe Stunde, die sie nun mit ihm beisammen sein sollte, wie immer Mittags.

Er erwartete sie vor der Haustür, lustig und fröhlich wie sonst. Und mit dankbaren Blicken begrüßte er sie.

Heute war es ihr zum ersten Male peinlich, daß die Bäckersfrau und die Milchhändlerin sahen, wie sie abgeholt wurde. Sie legte auch nicht ihren Arm in den seinen.

„Es ist zu heiß heute!“ meinte sie.

Bis zur Ecke schwieg er, verblüfft über ihre Zurückhaltung und über ihre Kälte, die er sonst nicht an ihr gewöhnt war. Dann fragte er:

„Nun sage mal, Walli, was hast Du?“

Sie antwortete nicht. Seine Worte und deren Klang waren ihr so sonderbar erschienen, hatten sie bis ins Innerste bewegt. Sie wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen. Doch war der Trost, den die Worte ihrer Mutter in ihr gewekt hatten, nicht minder stark als die Lust, ihm was Liebes zu tun.

Ob sie es wirklich versuchen sollte?

Ihre Augen sahen starr vor sich hin.

Wie die Menschen alle eilig dahinschliefen — trotz der großen Hitze. Wie sie alle hier auf der Schattenseite gingen, bedacht, nur nicht von der Sonne getroffen zu werden. . . . Alle drängten sie sich in den schmalen Schattenstreifen.

Sie mußte dicht neben ihm gehen, um auch ein wenig von dem Schatten zu haben. Sie mußte ihre Schulter gegen seinen Arm lehnen, um nicht in der Sonne gehen zu brauchen. Und sie tat es gern. Es war, als könne sie mit dieser unabsichtlichen Berührung, mit diesem Raubeinandersein so vieles gut machen.

Ihr Herz schlug so heftig, daß es sie schmerzte. Er mußte das ja fühlen. Er mußte doch merken, daß ihr Gefühl ganz bei ihm war, daß es ihm gehörte. Aber ihr Mund sprach anders, als ihr Herz fühlte:

„Nun sage mir mal ehrlich, warum willst Du erst so lange warten, ehe du mich heiraten willst?“

„Aber Walli — habe ich Dir das nicht schon hundertmal gesagt? Wozu müssen wir denn immer wieder davon sprechen, wozu?“

Er beugte sich vor und sah ihr ins Gesicht. Sie fühlte seinen warmen, liebevollen Blick, konnte aber nicht hinein sehen in seine Augen. Sie hielt ihre Blide geradeaus gerichtet.

„Ich will's aber noch 'mal hören!“ meinte sie hartnäckig. „Denn das kann doch nicht stimmen, daß Du warten willst, bis Du Rat geworden bist.“

„Doch, das ist so!“ antwortete er, immer noch liebevoll und zart.

„Na, das verstehe ich nicht!“ sagte sie. „Da soll man nun warten und warten.“

Er unterbrach sie.

Weil ich glaube, es ist besser, wir warten, als daß wir uns so elend und jämmerlich durchschlagen. Ich will nicht, daß Du ein Küchenputtel und eine Scheuerfrau wirst. Das steht Dir nicht. Wenn wir beide mal zusammen leben, dann sollst Du auch wirklich eine Frau werden, hübsch und fein.“

„Aber wann?“ fragte sie mit heiserer Stimme.

Er begriff ihren Bohn nicht. Und um sie zu beruhigen, um ihr seine Liebe zu zeigen, schob er zärtlich seinen Arm in den ihren. Sie wehrte sich ein wenig dagegen, ließ es aber geschehen,

als er mit festem Druck widerstand. Sie tat, als bemerkte sie seinen Arm gar nicht.

Nach einer Weile — sie standen an einer Straßenkreuzung und mußten der vielen Wagen wegen warten — sagte sie ein wenig spöttlich:

„Habe ich Dir das schon gesagt — Herr Bolmer, der Profurist aus unserem Geschäft, war am Sonntag bei meiner Mutter und hat um mich angehalten Ich weiß gar nicht, wie er dazu kommt. Er hat mich doch oft genug schon mit Dir gesehen . . . Du meinst Mutter hat er gesagt, er meine es herzlich — und sie sollte mir doch zureden“

Sie konnten jetzt hinüber.

Er antwortete ihr nicht.

Sie lächelte immer noch, halb spöttlich, halb verlegen. Das Lächeln erstarrte in ihrem Gesicht. Ihre Lippen waren ganz verzogen. Mit einem gewissen Uebermut ging sie vorwärts, rascher als vorher. Fast tänzelte sie — und sie zog ihn mit.

Aus seinem Gesicht sprachen Schmerz und Mitleid.

Wollte sie nicht ihre Verschämung gewaltsam verdecken und bemänteln mit dieser Lustigkeit? . . . Ach, die war ja nur Spiel und Maske

„Ja, wenn Dir Deine Mutter zuredet.“ sagte er langsam.

Sie lachte: „Ja — das hat sie getan —“

„Und wenn Du glaubst, daß Du mit ihm glücklich wirst . . .“

„Warum nicht?“ lachte sie.

„Und wenn er Dich gleich heiratet?“ meinte er.

„Selbstverständlich — Oktober soll die Hochzeit sein!“

„Ja — dann — dann wünscht ich Dir viel Glück!“ sagte er, blieb stehen, zog seinen Arm aus dem ihren und küßte seinen Out.

„Danke!“ meinte sie vergnügt, und reichte ihm die Hand: „Lassen Sie es sich recht gut gehen!“

Hastig wendete sie sich ab.

In der nächsten Straßencke trat sie in ein Haus und wuschte sich die Tränen aus dem blaßgewordenen Gesicht. Eine oder zwei waren ihr doch in die Augen gekommen. Auch mußte sie mit aller Kraft das Schluchzen unterdrücken, das aus ihrer Brust aufsteigen wollte.

Dann aber ging sie heiter und leicht wie sonst ihren Weg — und brachte abends Herrn Bolmer mit zu ihrer Mutter.

Das älteste Pfingstlied.

Schon seit altersgrauer Vorzeit ist es ein menschliches Bedürfnis, das, was dem Herzen heilig und teuer dünkt, in Lobgesängen und Liedern zu preisen. Manche dieser uralten Sangesweisen, wie die Psalmodie und die Melodien des Vaterunsers und der Prästationen klingen in ihrer ergreifenden Einfachheit, als ob sie, gleich wie die Stimmen der Natur im Sturmsgebräuse, im Waldesrauschen und im Wogenschlage, von Anbeginn gewesen wären. Ebenso gilt das von den ältesten deutsch-germanischen Volksliedern. In ihrer Schlichtheit wirken sie so groß und monumental, so frei von aller menschlichen Künstelei, so ganz als Ausfluß urewiger Ehrfurcht vor höheren Mächten, daß ein Forscher nach ihrer Entstehung fast als Profanation erscheint. Es ist genug, wenn man weiß, daß sie schon vor mehr als einem Jahrtausend gesungen worden sind. So auch das uralte Pfingstlied: „Nun bitten wir den heiligen Geist.“

Bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts gedenkt des prächtigen Gesanges der berühmte Franziskaner Berthold von Regensburg, der mächtige volkstümliche Buhprediger, der in ganz Süd- und Mitteldeutschland unter riesigem Zulauf des Volkes mit hinreißender Beredsamkeit und mit Donnerworten gegen die Vaster der Zeit, die Habsucht, den Luxus, die Spielwut und die losen ritterlichen Freuden, schonungslos loszog, um die Seelen vor der ewigen Verdammnis zu retten. „Wähnt, ihr Vornehmen“, so rief er in einer seiner Predigten, „daß dieses Lied:

Nu bitten wir den heiligen geist
umb den rechten glauben allermeist,
daz er uns behütete an unserm ende,
so wir heim suln varn uz disem ellende.

Kyrieleis.

am Nichtswillen erdacht sei? Oh, es ist ein gar nützlicher Sang. Ihr sollt ihn je mehr desto lieber singen, ihr sollt ihn alle mit ganzer Andacht und innigem Herzen zu Gott empor singen und rufen. Es war ein guter Fund und ein nützlicher Fund, und es war ein weiser Mann, der das Lied zuerst gemacht hat.“

Bereits lange vor Berthold von Regensburg muß das Lied bekannt und volkstümlich gewesen sein, mindestens schon im 12. Jahrhundert, da auch das Lied „Christ ist erstanden“ und von den Kreuzfahrern das Wallfahrtslied „In Gottes Namen fahren

wir“ gesungen wurde. Vielleicht geht es gar auf jene Zeit zurück, da Rappert, der fangeskurbige Magister in St. Gallen, sein deutsches, leider nur noch in einer lateinischen Uebersetzung aus dem 11. Jahrhundert erhalten gebliebenes Lied auf den heiligen Gallus schuf. Und das war um 880, also vor mehr als tausend Jahren. In seiner ältesten Form hat unser Pfingstlied nur jene einzige, von Berthold von Regensburg mitgeteilte Strophe gehabt. Erst in späteren Jahrhunderten sind ihm weitere Strophen hinzugefügt worden, so drei im Jahre 1524 von Luther. Freilich, von Grünen und Blüten ist in ihm keine Rede. Und doch mütet es pfingstlich an, denn geht die Bitte an den heiligen Geist „um den rechten Glauben allermeist“ in Erfüllung, dann wird den Bölkern als Weltpfingsten der ewige Frühling erblühen, und aus der Asche auferstehen wird in unvergänglicher Schönheit der Phönix, den alle Welt herbeisehnt. G. B.

Für und wider die Frauen.

Das Weib ist ein eßluh, die man aufbeissen muß, dem Mann Gott genad', der keine Zäh'n mehr hat. Rosegger.

Wer den Freund aufrichtig empfängt, Verwandte mit Achtung, Frauen mit Höflichkeit, Arme mit Gaben und Gunst, Stolz mit Demut, irrende Menschen mit sanfter Belehrung, Weiße nach ihrem Gemüt, der ist der freundliche Mann. Herdar.

Was ist ein Weib? — — Im Lebenssturm der Seele stilles Glück. Der reichste Traum, der dieser Welt beschieden; sie gibt der Brust den längst vergessenen Frieden und das verlorne Paradies zurück. Ernst Eckstein.

Was sind mir Berge, Täler, Ströme, Pieder, was ist der Himmel, Mädchen, ohne dich? Allein zu sein — o Traumbild eitter Stunden! Denn nur zu Zweien wird das Glück gefunden. R. E. Prutz.

Die Skatetheke.

Auflösung zu Nr. 114.

Kartenverteilung:

V. a b c d B, a10, D, 7; d10, D, 8.
M. aA, K; bD, 9; cD, 9, dA, K, 9, 7.
H. bA, 10, K, 8, 7; cA, 10, K, 8, 7.

Staf: a9, 8.

Spiel:

V. zieht siebenmal Trumpf, darauf gibt M. aA, K; b9, c9, cD, d9, 7; H. b7, 8, c7, 8, bK, cK, c10. Wiedann: 8. V. dD, dK, bA (— 18) 9. M. dA, cA d8 (— 22) 10. M. bD, b10, d10 (— 23). Damit haben die Gegner 63. Bei korrektem Spiele mußte V. beim 4. Stich die Nebenfarbe anbringen.
4. V. d8, d7, c8
5. V. dD, dK, bA (— 18)
6. M. dA, cA, d10 (— 32). Mehr als 50 können die Gegner nicht erhalten.

Wichtige Lösung schieden ein: Walter Berg-Wiesbaden. — E. Müller-Wiesbaden — K. Demich-Wiesbaden. — J. Dreßler-Wiesbaden. — Ph. Reubaus-Wiesbaden — W. Kramer-Wiesbaden. — Konrad Kull-Wiesbaden. — J. Neuh-Deßlich. — Mfr. Kahl-Wiebrich. — Chr. Dengler-Wiebrich.

Stat-Aufgabe:

a b c d die vier Farben. V M H die drei Spieler.

V hat lange Zeit passen müssen. Er will nun endlich ein Spiel machen, obwohl seine Karte nicht gerade einladend ist, denn er hat nur 2 Asse, 2 Könige, 2 Neunen, 2 Achten und 2 Sieben in der Hand. M reißt auf folgende Karte bis d-Handspiel:

aB, b8, cD, dA, 10, K, D, 9, 8, 7.



V hält dies und da M paßt, bietet H ein a-Handspiel. V hält aber gegen seinem Voratz auch dies und gewinnt das Spiel. Im Staf lagen 10 Augen. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Glöbe in Wiesbaden.

Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers

Konrad Reybold in Wiesbaden.